

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Vogelsberg, Ludwig vom: Jan Vermeer

urn:nbn:de:bsz:31-62042

versteinert stand sie jetzt. Es war, als sähe sie von dem Manne weg, durch ihn durch bis auf das Feld hinaus, wo das Schreckliche geschahen.

„Jetzt weiß ich, wer Sie sind,“ so schrieb sie ihn nun beinahe an. „Sein Hauptmann sind Sie! Der hat ihn ja herausgeholt in der Nacht, aus dem Loch, wo der arme Mensch lag. Das hat er uns selbst geschrieben. Wart, gleich hol' ich den Brief, — und dann — der Mutter will ich's nur gleich sagen gehen! Ja, die Mutter, die muß wissen, daß Sie das sind! Was sie immer schimpft! Will es einmal nicht glauben, daß es so Menschen noch gibt, die dergleichen tun, — rein um nichts und nichts willen, und der Frieder hätte' das halt nur so geschrieben, meinte sie . . .“

Rasch wandte sie sich, um ins Haus zurückzulaufen.

Der Feldgrabe aber, bei all dem erregten Hin und Her das Milchglas erst zum Teil geleert in den Händen haltend, stellte das Glas jetzt flugs zur Seite auf einen Pfosten des Gartenzaunes, legte ein Geldstück dazu und nahm seinen Weg rasch die Höhe hinauf, nach dem Walde zu . . .

Dem lahmen Beine zum Trotz war er bald zwischen den Tannen verschwunden. —

Jan Vermeer.

Von L. vom Vogelsberg.

Die Steppe brannte, als Jan Vermeer so über sie hinritt. Der Regen stand noch in weiter Ferne, und das Gras war so dürr und verbrannt, daß es knisterte unter den Hufen. Dort drüben in Haus Vermeer freilich, da war noch guter Grund, da mußte noch alles frisch und grün liegen. Und Jan dachte wieder an Mutter und Schwestern und an die toten Brüder, und die Angst schlug ihm ins Herz.

Nun schossen sie sich seit Wochen mit den Tommies herum. Und wenn Jan Vermeer hinter den Steinen lag, die Büchse im Anschlag, dann kroch die Angst wieder an ihm hinauf. Mit jeder Patrone, die er verschob und die ihren Mann da unten traf, wuchs der Grimm in ihm. Er ließ auch nicht von ihm, wenn der Kommandant die Leute um sich versammelte zum Gebet, so sehr Jan sich auch gottlos und der ewigen Seligkeit untheilhaftig schalt. Noch mehr, die salbadernden Gebete dauerten ihm jeweils zu lang, und er lehnte sich an seinen Platz hinter dem Stein, von dem aus er die Feinde abschob wie die Springböcke.

Dann kam die Nacht von Magersfontein.

Es war ein Grausen, so hineinzuschließen in das Dunkel, ohne Ziel, nur in der Hoffnung, Menschen zu treffen da unten, Feinde . . .

Und sie hatten gesiegt; der Kommandant

sagte so und deutete auf den Haufen von Toten, auf die Gordon-Hochländer, die, Soldaten und Offiziere, wüst durcheinanderlagen.

Da war auch über Jan Vermeer das Grausen gekommen, die Angst vor dem Blut und dem Krieg. Und in ihm keimte etwas Seltsames auf, trotz des toten Vaters und der erschossenen Brüder. Der Knall, der jeweils einen Menschen in die Ewigkeit begleitete, fing an, ihn zu erschrecken, anstatt ihn abzustumpfen. Dabei packte ihn die Sehnsucht nach der Heimat; dort war's noch still, dorthin würde der Krieg wohl nie kommen.

Er hatte Kerben geschnitten in den Kolben seiner Büchse, für jeden Treffer eine. Nun sah er am Boden und zählte die kleinen Einschnitte . . . vierunddreißig . . .

Ruhig hing er die Büchse über die Schulter, ging zum Kommandanten und bat um Urlaub. Und als der Einwendungen machen wollte, zeigte ihm Jan Vermeer die Kerben im Kolben. Diesem Beweismittel einer gewissenhaft erfüllten Pflicht konnte der Kommandant weiter nichts entgegenstellen.

So ritt Jan Vermeer in der Nacht auf „Verloof“.

Je weiter er sich vom Lager entfernte, um so mehr kam eine stille, große Freude in sein schwer zu bewegendes Gemüth. Da würden Mutter Vermeer und Mariëken Augen machen, wenn er ihnen die Kerben zeigte. Vierunddreißig . . .

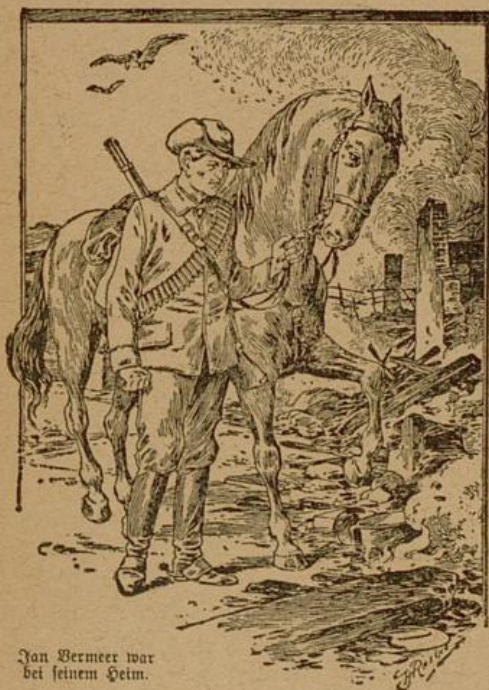
Bei dem stillen Dahintraben entging es Jan doch nicht, daß der Weg, den er verfolgte, in den letzten Tagen begangen sein mußte. Doch er machte sich keine Gedanken darüber. Das war wohl Prinsloe gewesen oder Delarey, der Unfaßbare. Und er lächelte bei dem Gedanken an die Schnippchen, die sein Volk dem mächtigen Gegner schlug.

Nun hatte er noch eine gute Stunde zu reiten. Da bäumte sein Tier plötzlich hoch auf, daß er beinahe aus dem Sattel geflogen wäre. Und während ihm Jan beruhigend den Hals klopfte, sah er mit jähem Schrecken zu seinen Füßen den Körper eines toten Engländers liegen. Wie in einer plötzlichen Gedankenverbindung hob der einsame Reiter den Kopf — und peitschte mit wilden Hieben den Gaul vorwärts. Dort hinten am Horizont stieg Rauch auf, dick und braun. Dort lag Haus Vermeer . . .

Dann war Jan Vermeer bei seinem Heim. Von den Seinen fand er niemand. Vielleicht, daß er sie wieder sah, wenn der Krieg zu Ende war. Groß und starr hingen seine Augen an den schwelenden Balken, an den zerstampften Feldern. Ein heißes Würgen wollte ihm in die Kehle, doch er bezwang sich und blieb still.

Mit trockenen Augen ging er um die Trümmer. Da mußte die Stube gewesen sein, in der er

beim letzten Verloof (Urlaub) mit Mutter und Schwester gefessen hatte. Und voll Hoffnung hatte er erzählt, daß die Tommies bald aus dem Lande geschlagen wären, Südafrika frei sein würde. In der Stube war Dhm Vermeer, der Vater, gestorben. Die enge Stube hatte manches Leid, aber auch manche Freude gesehen. Sie war Jans Welt gewesen, und auf das Wiedersehen mit ihr hatte er sich erst recht gefreut. Nun waren sie zu Asche geworden, die



Jan Vermeer war
bei seinem Heim.

Stube und die Freude. Und Mutter und Schwestern Gott weiß wo; vielleicht im Himmel. Wie eine ungeheure Stichflamme schoß plötzlich der Haß in ihm auf, der ehrliche, ungeheure, mannhafte Haß. Ein Heim hatte er nicht mehr. Nur noch eins nannte er sein eigen. Und das wollte er jetzt den Engländern bringen.

Langsam wandte er das Pferd. Nun würde er die Tommies suchen. Und er fand sie. Dort unten lagen sie im engen Bergkessel, fröhlich und guter Dinge. Und mit den gleichen starren Augen begann Jan zu zählen: eins . . . zwei . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Die da unten waren sorglos wie immer. Kein Posten stand vor dem engen Spalt, der den einzigen Zugang zum Kessel gewährte. Sie fühlten sich sicher wie in Abrahams Schoß und trieben ihre Späße mit Dingen, die man einst im Haus Vermeer lieb und wert gehalten hatte.

Die Hände zitterten Jan doch, als er den schweren Steinblock vor sich herrollte, daß die

Muskeln knirschten. Aber er brachte ihn vorwärts, bis er mit Donnerkrachen sich löste und hinunterstürzte, gerade in den Spalt.

Und während sie drunten schrien und tobten und schossen, zählte Jan Vermeer mit hartem Gesicht die Patronen: achtundzwanzig . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Noch einmal sah er hinunter auf die springenden und gestikulierenden Todfeinde, die unentrinnbar gefangen saßen wie in einer riesigen Mausefalle.

Und dann sprach Jan Vermeer den Namen seiner Mutter und schoß, sprach den Namen seiner Schwester und schoß — und sprach und schoß . . . achtundzwanzig . . . neunundzwanzig . . . dreißig . . .

Die beiden Ochsen.

Von Alfred Bod.

Bei der zweiten Flasche Scharlachberger taute unser neuer Freund, der Rentner und ehemalige Lebensmittelhändler Hermann Ochs, auf und erzählte, warum er sich nicht verheiratet hätte.

„Ja no, was soll mer da sage! Ich war schon e Kerleburusch in de Dreißiger un tat in meiner Mutter ihr'm Geschäft noch de Gehilfspele. Mer hatte ein' ganz schöne Umsatz. Unser Spezialität war Kaffee, nach ere besonnere Art gebrannt. Dann hawwe mer auch viel in Gurke gemacht. Mer konnte lewe un konnte noch zurücklege. Was will der Mensch mehr? Der Mensch is awwer nie zufriede. Das is der Knote. »Wann de heiratst,« war meiner Mutter ihr Spruch, »kannst de das Geschäft kriegen, un ich zieh' mich so langsam zurück.« — »Heirate,« jagt' ich, »is e zugedeckt' Effe. Unner Umständ' haww ich mei' Lewe lang daran zu kauen. Nee, Mutter, so schnell schieße die Preuße net!« Sie gab kei' Ruh un tat sich hinner ihr'n Freund, de Burgemeister von Brombach, stecke. Mit dem konnt' man Gefächer einrenne, er war aber kei' unrecter Mann. Das Kreisamt hat emal an en geschriwwe, er sollt' Angawe iwwer de Alkoholverbrauch in seiner Gemeind' mache, un wie's mit 'm Luxus wär'? Da hat er geantwort': »Großherzoglichem Kreisamt teile ich andurch ergebenst mit, daß in unserer Gemeinde nur Schnaps getrunken und kein Alkohol verbraucht wird. Luxusse sind in der Gemarkung seit Jahren nicht gefangen worden.« Ja no, was soll mer da sage! De Burgemeister kam bei mich und spricht: »Hermann, ich weiß dir e Mädche deheim. Gibsch is se net, awwer sonst ganz angenehm. Un kei Buwelutsch. Un se hat Moos. Se schreibt sich Schinkberger, un der Badder is Dekonom. Geh emal widder se. 's is vielleicht dei' Glick. Se spitzt sich auf